

„Ich hatt' einen Kameraden ...“ Der Tod im menschlichen Denken

Karl-Reinhard Trauner



Mit dem Tod wird das unwiderrufliche Aufhören des Lebens bezeichnet, und er ist wohl die einzige Instanz, in der Menschen Totalität erfahren. Aus medizinischer Sicht ist der Tod zunächst ein komplexer und höchst unscharfer Begriff, da die verschiedenen Teile des menschlichen Organismus nicht gleich-

zeitig ihre Funktion einstellen. Innerhalb der modernen Medizin gilt deshalb der Hirntod als Kriterium, wann ein Mensch gestorben ist.

Nach der Sterbeforscherin Elisabeth Kübler-Ross (20. Jh.) durchläuft der Sterbende mehrere Phasen, in denen er sich gegen die Tatsache des Todes auflehnt, mit dem Tod verhandelt, resigniert und schließlich im Idealfall das Sterben und den Tod annehmen kann.

Der Tod eines Menschen bedeutet jedoch weit mehr als das bloße Aufhören seiner biologischen Lebensfunktionen. Im Tod endet zugleich seine unverwechselbare, individuelle Lebensgeschichte mit ihren verschiedenen sozialen, kulturellen, religiösen

und politischen Beziehungen. Der Tod stellt deshalb eine ständige Herausforderung des Menschen dar. Die Auseinandersetzung mit ihm, die Frage nach seiner Deutung und Bedeutung, kann deshalb in allen Kulturen, Epochen und Weltanschauungen verfolgt werden. Sie ist eine der zentralen Fragen der Menschheit überhaupt.

Das Phänomen „Tod“

Ich hatt' einen Kameraden, einen besseren findst du nit. Die Trommel schlug zum Streite, er ging an meiner Seite in gleichem Schritt und Tritt. (1. Str.)

Der Tod wird in der europäischen Kunst verschiedener Weise dargestellt, von besonderer Eindringlichkeit – und auch an das Bild des Liedes vom guten Kameraden erinnernd – ist Albrecht Dürers Gestaltung (16. Jh.): Der Tod, auf einem Pferd reitend, wie es sich auch in der Apokalypse, dem letzten Buch der Bibel, findet. Die Darstellung des Todes als Skelettgestalt hat in der jüngeren Kunst wieder eine Renaissance gefunden.

Das Lied vom guten Kameraden entführt in das alltägliche Leben. Soldaten leben „im gleichen Schritt und Tritt“, und sie wissen wie alle Menschen, dass sie auch sterben werden. Soldaten im Einsatz wissen, dass der Tod nicht das Gesicht des Einschlafens im

Bett hat, sondern das der plötzlichen und existentiellen Bedrohung. Der Tod des Soldaten kommt unerwartet und heimtückisch.

Der Mensch ist das einzige Wesen, das weiß, dass es einmal sterben muss. Dieses Wissen, das Freiheit begründet, bedingt aber auch Furcht vor dem Ausgelöscht-Sein. Der Mensch erträgt nur schwer, zu denken, dass er all das Angefangene und Weiterentwickelte nicht mehr miterleben soll. Und er erträgt die Ohnmacht nicht, die er gegenüber dem Tod erfahren muss.

Der römische Philosoph Seneca (1. Jh.) hat versucht, dem Tod seine Unheimlichkeit zu nehmen, indem er erklärte: *„Der wolle nicht leben, der nicht sterben will. Denn das Leben ist uns mit der Bedingung des Todes geschenkt, es ist der Weg zu diesem Ziel. Unsinnig ist es daher, den Tod zu fürchten; denn nur das Ungewisse fürchtet man, dem Gewissen sieht man entgegen. Der Tod bedeutet eine gerechte und unabwendbare Notwendigkeit. Wer wolle sich beklagen, in einer Lage zu sein, in der sich alle ausnahmslos befinden. ... Der Tod ist die Erlösung von allen Schmerzen und völliges Aufhören; über ihn gehen unsere Leiden nicht hinaus; ...“*

Das betrifft vielleicht einen alten Menschen, der am Ende seines Lebens stirbt, aber das passt doch wohl keinesfalls auf den jungen Soldaten, der das Bild seiner Frau und seiner Kinder in der Brusttasche trägt, und der durch eine Landmine im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Leben gerissen wird.

Gehört der Tod eigentlich zum Leben dazu, oder ist er sein Gegensatz? Etwas zynisch konnte der griechische Philosoph Epikur (4./3. Jh. v. Chr.) feststellen: *„Das schauerlichste Übel,*

der Tod, geht uns nichts an, weil, solange wir sind, der Tod nicht da ist; ist er aber da, so sind wir nicht mehr.“ Ganz ähnlich der aus Wien stammende Ludwig Wittgenstein (20. Jh.): *„den Tod erlebt man nicht“*.

Der Tod als soziale und persönliche Herausforderung

Eine Kugel kam geflogen; gilt es mir oder gilt es dir? Ihn hat es weggerissen, er liegt mir vor den Füßen, als wär's ein Stück von mir. (2. Str.)

Die Bemerkung von Epikur ist deshalb zynisch, weil sie unzulässigerweise einschränkt. Möglicherweise gilt sie für meinen eigenen Tod, nicht jedoch für unsere Betroffenheit beim Tod einer anderen Person, wie unter anderem Martin Heidegger (20. Jh.) betont. Und schließlich fürchten wir uns wohl nichts so sehr vor dem Tot-Sein, als vielmehr vor dem Sterben. Die wenigsten Menschen sterben gerne, und niemals – unter keinem Regime – sind Soldaten in einen Einsatz gezogen, weil sie sterben wollten. Ganz im Gegenteil: Soldaten des Österreichischen Bundesheeres werden zur Lebenserhaltung eingesetzt; jedoch unter Einsatz ihres Lebens.

Die Reaktionen auf den Tod sind vielfältig: Verdrängung kann dabei nur die erste Stufe des Annehmens des Unveränderbaren sein; Trauer ist ein normaler Weg. Wenn Menschen sich dem Tod nicht stellen, dann *„laufen (sie) sorglos in den Abgrund“* (Blaise Pascal, 17. Jh.).

Die Frage des Liebes vom guten Kameraden, ob die Ku-



gel mich oder einen Kameraden trifft, verdeutlicht die oft so empfundene Absurdität des Todes, dessen „Logik“ sich dem menschlichen Denken entzieht. „*Es ist widersinnig, dass wir geboren werden, und ebenso, dass wir sterben.*“ (Albert Camus; 20. Jh.) – Ein Freitod kann diese Absurdität des Todes nur scheinbar durchbrechen, und ist deshalb für die Hinterbliebenen mit besonders belastenden Fragen verbunden.

Die Absurdität bedingt aber bei den Lebenden die Sinnfrage. „*Wenn wir uns nicht vor dem Tode fürchteten, wäre vermutlich die Idee der Unsterblichkeit niemals entstanden.*“ (Bertrand Russell; 20. Jh.) – Diese Aussage gilt auch unter der Voraussetzung, dass die religiöse Aussage der Unsterblichkeit von „außen“ geoffenbart wurde.

Der Tod und das Danach?

Will mir die Hand noch reichen, derweil ich eben lad'. »Kann dir die Hand nicht geben; bleib du im ewigen Leben, mein guter Kamerad!« (3. Str.)

Die Todesfrage betrifft die Grenzen des Lebens, und sie schließt deshalb die auf das religiöse Gebiet hinüberreichende Frage ein, was außerhalb dieser Grenze ist. Im Laufe der Weltgeschichte wurden verschiedenste Antworten darauf gegeben. Die verschiedenen Religionen versuchen mit dem Verweis auf ein „Jenseits“ oder „Nirwana“ dem Leben eine transzendenten, einen über das irdische Leben hinausreichenden, Sinn zu geben. In ähnlicher Richtung denkt der

griechische Philosoph Platon (5./4. Jh. v. Chr.), wenn er zwar über das Sterben des Leibes, aber vom Weiterleben der Seele spricht.

Für den Nichtgläubigen stellt sich das Problem freilich umso schärfer, weil das Leben damit keinen „letzten“ Sinn haben kann.

In der Existenzphilosophie (Heidegger, Karl Jaspers; 20. Jh.) nimmt die Todesfrage eine zentrale Rolle ein. Es wird betont, dass der Tod eine existenzgefährdende, aber gleichzeitig auch Transzendenz eröffnende Grenzsituation darstellt. Der Tod ist das endgültige Tor zur Transzendenz.

Der Tod macht alles, was wir tun, zweifelhaft. Eine Sinngebung des Lebens hat daher den Tod mit zu bedenken. Aber umgekehrt gilt auch: Wenn der (irdische) Tod endgültig ist, dann empfängt von daher auch das Leben den Charakter des Einmaligen und des Endgültigen. – Das betont noch einmal die Wichtigkeit des würdigen Umgangs mit Tod und den Toten, auch den toten Kameraden.

Was dem Leben Sinn verleiht, gibt auch dem Tod einen Sinn. „*Das Glück ist wahr, auch dann, wenn es ein Ende finden muss, und auch das Denken und die Liebe verlieren nicht den Wert, weil sie nicht ewig währen.*“ (Russell)

DDr. Karl-Reinhard Trauner ist der Militärsenior des Österreichischen Bundesheeres

